

Eröffnungswort an der Jahresversammlung d. SVERHA in Schaffhausen am 11. Mai

Autor(en): **Gossauer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **8 (1937)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-806397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Welt, in der auch das Leid und die Not der Kinder so ausgedehnt ist.

Die Not der Kinder — ob alleinstehend oder nicht — und die Not ihrer Mütter und Erzieher liegt eben tiefer, als eine flache Aufklärung sie hat sehen wollen, auch tiefer, als ein durchschnittlicher Idealismus es zugibt. Nun erfahren wir, was, vielleicht unbewußt, eine Mutter spürt, die um ihr eigenes Genügen bangt. Es ist halt auch auf die „reinste menschlich-irdische Erscheinung“, die Mutterliebe, nicht mehr zu bauen, wo in der Beziehung von Mark. 9 zum Kreuzestode Jesu der Abgrund vor uns tief aufgerissen ist. Nicht ohne Grund müssen uns die Kinder in ihren Schwierigkeiten dem Leben gegenüber oft so namenlos dauern. Es geht hier um den „Haken“ im menschlichen Fleisch und Blut. Auch hinter der Milieu-Komponente liegen tiefere Ursachen. Im Wort Sünde erheben sich Instanzen, die aber auch jeden Gedanken an ein pfäffisches Geschäftemachen verbieten. Wir wären der Reiter über den Bodensee, wenn wir daran vorbeisehen wollten.

Wer hellhörig ist, muß das alles vernehmen, wenn es heißt: ein Kind aufnehmen „in Jesu Namen“. Jesus ist bestimmt nicht bloß als unser, vielleicht über alles sonst Menschliche erhabene Vorbild zu fassen. Er bleibt in seinem Sterben und Auferstehen das Gericht über uns Menschen, auch über unsere rein menschliche Vernünftigkeit. Der Anstoß, welcher „in seinem Namen“ erfolgt, kann von uns nicht aufgefangen werden, sondern muß sich an uns erfüllen. Dann aber gilt uns in seinem Namen auch die Verheißung des Reiches Gottes und das ist: Vergebung und neues Leben für uns und unsere Kinder.

Es fragt sich nun: Ist das ein zu weiter Weg, um zum Verständnis des wahrhaft Kindlichen zu kommen? Ich glaube nicht. Dieser Weg erscheint uns ja nur deshalb so lang, weil wir selber auf ihm Barrikade über Barrikade aufrichten, weil wir ihn nicht freigeben wollen. Ein Innerstes sträubt sich bei uns gegen diesen „unserer Natur so schrecklichen Schritt“ (Pestalozzi). Wir können und wollen es nicht haben, daß menschlich der Boden unter unsern Füßen dermaßen zerrinnt. Wir hängen, mehr als wir zugeben, an unsern „Verdiensten“. Ein letztes „Aber“ steigt immer wieder in uns auf, und so versperren wir selber uns und unsern Kindern den Weg zu der Freiheit der Kinder Gottes. Den Kindern selbst würde es ja so nahe liegen, was Jesu Name für sie bedeutet. In ihrem unreflektierten Wesen haben sie schon die Vorbedingung, die wir uns in der Rechtfertigungslehre erst theologisch sagen lassen müssen. Sie empfangen ihre Rechtfertigung als ein Geschenk, wo Verdienst

noch gar nicht in Frage kommen kann. Kindersinn ist im Letzten freie Anerkennung der Gabe Gottes. Darum müssen nicht sie bei uns, sondern wir bei ihnen in die Schule gehen.

Ja freilich, aus den Kindern selber geht uns eine Hilfe auf, wo wir das Kindliche „im Namen Jesu“ verstehen und gelten lassen. Wir müssen sie einfach für ihn freigeben. Ihr eigentliches Wesen, ihre eigentliche „Natur“ tritt da zum Vorschein und wird richtig erkannt, wo wir sie als Kinder Gottes betrachten, alle Kinder, auch die ungezogenen und die belasteten. Wir kommen auf solche Weise endlich über einen moralistischen Standpunkt hinaus. Wir haben aber auch all unsere Versuche psychologischer Entschuldigungs nicht mehr nötig. Wir bedürfen der Psychoanalyse zur Rechtfertigung nicht. Die Kinder sind ja im Namen Jesu entschuldigt und gerechtfertigt — nicht menschlicher, sondern göttlicher Weise, insofern durch ihn ihre Legitimität als Kinder Gottes gesichert ist. Hier liegt der Charakter indelebilis des Menschen, um den sich Pestalozzi bemühte, begründet. Und bei den Kindern, vielleicht sogar durch sie geht auch uns, ihren Eltern und Erziehern, eine Hoffnung auf.

Nun finden wir eine Erklärung für das beglückende Erleben, das uns um die Kinder zuteil wird. Was uns in der romantisch-schwärmerischen Auffassung des Kindlichen irreleitete, zeigt sich in seiner wahren Bedeutung. Kinder sind eine Gabe Gottes, weil in und mit jedem Kindlein, das geboren wird, von neuem das zu uns kommt, was im Namen Jesu über den Kindern gilt. Freilich, es bleibt vorläufig nicht ein reines „Lachen“, welches uns damit beschert ist. „Weinet über euch und eure Kinder!“ hat Jesus einmal gesagt. Jedes Kind, das geboren wird, ist auch wieder Mensch, — Mensch in dem Sinne, wie wir es oben geschildert haben —, Mensch durch uns, seine Eltern und die Umstände, unter denen es in die Welt eintritt. Jedes Kind hat in dem Kindlichen seines Wesens um des Reiches Gottes willen einen Kampf zu kämpfen. Es dauert uns nicht umsonst in diesem Ringen, das es menschlich verlieren wird, wie wir es selber verloren haben. Die Verheißung bleibt eben nur in dem Sieger und Ueberwinder Christus bestehen. Sie wird sich im Kommen des Reiches Gottes erfüllen. Damit haben wir genannt, was allen Kindern zugute kommt, und wahrlich nicht zuletzt auch den uns besonders anvertrauten, nicht eigenen Kindern. Von hier aus muß sich zeigen, was wir gerade diesen Kindern schuldig sind. Das aber bedeutet neu die Frage stellen: Was heißt, ein Kind in Jesu Namen, wirklich in seinem Namen aufnehmen? (Schluß folgt.)

Eröffnungswort an der Jahresversammlung d. SVERHA in Schaffhausen

am 11. Mai, von E. Gofjauer, Präsident des SVERHA, Zürich 7

Sehr verehrte Versammlung!

Es scheint mir ein großes Glück zu bedeuten, Sie hier in der schönen Rheinstadt Schaffhausen begrüßen zu dürfen. Jeder geht gern einige Tage

aus dem Heim, um mit den Berufsgenossen ein paar gemeinsame Stunden erleben zu dürfen. Daß wir das in der gegenwärtigen schweren Zeit tun dürfen, ist in meinen Augen eine besondere

Gnade und ein schönes Geschenk des Schicksals. Viele unserer Berufsfreunde sind in schwere Not geraten durch die Schwierigkeiten der Wirtschaft, die sich so empfindlich auch auf Heime und Anstalten ausdehnen. Mit kalten, unheimlichen Händen steht Frau Sorge vor so mancher Türe und begehrt Einlaß. Wer sie wegweist, den lacht sie grinsend an, hält die kalte, hagere Hand auf und spricht: „Warte noch ein Weilchen, ich trete auch über deine Schwelle!“ Und eines Tages steht sie da, hohnlächelnd und nimmt das Regiment aus unserer Hand, um jenes traurige Wort wahr zu machen, das da heißt: „Wo ich hinkomme, bringe ich unbarmherzig das Schwere mit — ja, ich freue mich, euch Menschen wehe zu tun!“ Dann kommen die Tage, an denen der Hausvater mit kummervollem Herzen die Kasse öffnet und zählt und wieder zählt und rechnet und mit trübem Blick vor sich hinmurmelt: „Es reicht einfach nicht mehr, was soll ich machen, woher das Geld zur Begleichung der Rechnungen hernehmen?“

Die Hausmutter, die ja immer opferbereit ist, strengt sich nun noch mehr an, gut einzuteilen, alles aufzuheben und sorgfältig anzuwenden, um den Hausinsassen wenigstens genug Speise hinzustellen und sie anständig und ganz zu kleiden. Wenn sie billigeres Fett als früher verwenden und Waren von geringerer Qualität auf dem Kochherd verarbeiten muß, dann würzt sie mit noch mehr Liebe und bittet selbst während des Kochens den großen Kinder- und Armenfreund, es möge doch reichen, wie einst das Oel und Mehl bei der Witwe zu Zarpath. (1. Kön. 17, 14.)

Machen wir dann nicht die wunderbare Erfahrung, wie die Kinder trotz aller Einfachheit mit Freude zugreifen und gesättigt vom Tische gehen! Wenn das Tischgebet bei guter Kost oft genug etwas oberflächlich über die Lippen kommt, so wird es in der Gegenwart an manchem Ort aus tiefem Herzen gesprochen. Jetzt ist die Zeit da, in der wir vor unsern Mitarbeitern und den Pflinglingen den Beweis erbringen müssen, ob wir den Glauben besitzen, die Berge versetzen kann. Wir stehen in einer Prüfungszeit. Und dennoch haben wir kein Recht zu klagen und zu jammern; denn „größer als der Helfer ist die Not ja nicht.“ Mit noch größerer Zuversicht und noch tieferem Glauben an den Sieg des Guten wollen wir unsere tägliche Arbeit vollführen. Jetzt heißt es: alle Kräfte mobilisieren, damit unsere Pflinglinge so wenig als möglich Schaden nehmen durch die gegenwärtigen Verhältnisse. Wohl uns, wenn es uns gelingt, die Sonne trotz der schwarzen Schatten zu sehen!

Wir wissen, wie schwer es alle die Berufsgenossen haben, welche von milden Gaben anderer abhängig sind. Aber Gott erweckt besonders in diesen schweren Zeiten in vielen Menschen das Mitleid und wir dürfen es erfahren, wie manche kleine Gabe gesegnet wird. Keiner von uns soll den Glauben an den Erfolg seiner Arbeit verlieren, selbst dann nicht, wenn es scheint, alles nütze nichts. Wie der Soldat im Feld seinen schweren Dienst tapfer versieht, also wollen auch wir die Hand nicht vom Pfluge ziehen. Aus-

harr en, das ist die heutige Parole. Noch mehr Liebe, noch mehr gute Gedanken sollen unsere Pflinglinge erhalten, die Pflinglinge und Mitarbeiter, die uns so wertvolle Dienste leisten.

Man hört so oft von Heimen, die nur teilweise besetzt sind — wir kennen die Ursache. Je mehr Fürsorger, amtliche und private, ihre Tätigkeit entfalten, um so mehr wird der Familienversorgung das Wort geredet, trotzdem auch amtliche Stellen dazu kommen, zu erklären, wie schwer es ist, rechte Pflegeorte zu finden. So lesen wir im Geschäftsbericht 1935 des Wohlfahrtsamtes der Stadt Zürich (pag. 387): „Viele von Arbeitslosigkeit betroffene Familien bewerben sich heute um Pflegekinder, in der Meinung, mit dem Kostgeld ihre finanzielle Lage verbessern zu können. Desgleichen mehren sich die Angebote solcher Familien, die wegen Abwanderung arbeitslos gewordener Untermieter den Zinsausfall eines leer gewordenen Zimmers mit dem Kostgeld eines Pflegekindes ausgleichen wollen. Immer wieder melden sich auch Pflegeeltern, von denen das eine oder andere vorbestraft ist oder sonst mit den Behörden in unliebsame Berührung kam. Es ist daher unbedingt nötig, alle Angebote aufs sorgfältigste zu prüfen, um Ungeeignetes zum vornherein fernhalten zu können.

Zurückgegangen sind die Anmeldungen aus dem einfachen Mittelstande, weil heute manche Familie, die sehr wohl in der Lage wäre, ein fremdes Kind zu betreuen, sich mit einer kleinen Wohnung begnügt und für ein Pflegekind keinen Platz mehr hat, oder vor der heute schwerer gewordenen Erziehungsaufgabe zurückschreckt. Aus allen diesen Gründen ist ein Rückgang von wirklich geeigneten Pflegeorten festzustellen. Zurückgegangen ist aber auch die Nachfrage nach Pflegeorten. Dies hat seinen Grund offenbar in der bestehenden Arbeitslosigkeit, indem heute manche Mutter und mancher Vater wegen Verlustes der Arbeitsstelle Zeit hat, sich dem eigenen Kinde zu widmen.“

Sparmaßnahmen helfen mit, die Anstalten und Heime zu entvölkern. Schon macht sich dies in vielen Fällen geltend. Wir verweisen nochmals auf den Geschäftsbericht 1935 des Jugendamtes III der Stadt Zürich, wo wir lesen (pag. 372): „Der Rückgang der Versorgungen in den Erziehungsfällen in den letzten Jahren hängt zum Teil damit zusammen, daß die Intensivierung der Fürsorge die Frühstadien der Gefährdung oder Verwahrlosung erfaßt und dadurch vielfach langdauernde Versorgungen in Familien oder Anstalten, also große Ausgaben erspart. Ein zu weit gehender Abbau der Erziehungsfürsorge schließt die Gefahr in sich, daß die Gefährdung oder Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen zu spät erfaßt wird und viele von ihnen für längere Zeit in kostspielige Fremdpflege gegeben werden müssen. Sparmaßnahmen auf dem Gebiet der Erziehungsfürsorge sind somit dort Grenzen gesetzt, wo zu weit getriebene Einschränkung der Fürsorge auf Umwegen zwangsläufig zu erhöhten Ausgaben führt.“ Dieser Bericht spricht eine Sprache, die wohl gehört werden soll.

Es ist allerdings auch einmal offen zuzugeben,

daß wir in der Schweiz zu viel Anstalten und Heime haben. Durch die Einführung der Heilpädagogik wurden viele Kinder fast plötzlich als schwererziehbar, gehemmt, verkrampft bezeichnet. Vielerorts belasteten etwas schwierige Kinder die Familien zu sehr, man entledigte sich ihrer und steckte sie eine Zeitlang in ein Heim oder eine Anstalt. So stieg das scheinbare Bedürfnis für Heime, welche für Schwererziehbare und Psychopathen bestimmt sind. Aehnliche Gründe führten zur Bevölkerung der Landerziehungsheime und Privatschulen. Weil die Familienverbundenheit in allen sozialen Schichten gelockert wurde und die Eltern die Erziehung ihrer eigenen Kinder in gewissen Entwicklungsstadien einfach als eine Last empfinden, suchen sie sich derselben auf die angedeutete Weise zu entledigen. Solange die Erwerbsverhältnisse gut und die finanziellen Mittel der Gemeinden reichlich vorhanden waren, blühten alle diese Heime. Die Gegenwartsperiode macht die Mittel knapper, daher die Entvölkerung. Heute nehmen sich viele Eltern selber ihrer Kinder an, auch wenn sie schwererziehbar scheinen. Sie erinnern sich vielleicht auch daran, daß sie in ihrer Jugend selbst zuzeiten schwer zu erziehen waren. Während damals der Vater die Rute zur Züchtigung nahm, um die Schwererziehbarkeit damit zu heilen, sucht man heute durch geistige Beeinflussung zu helfen.

Warum erscheinen heute so viele Kinder schwererziehbar? Ich glaube ein Hauptgrund liegt in der Familie selber. Heute fehlt die Autorität der Eltern, die Kinder haben keinen Respekt mehr vor Vater und Mutter. Jahrelang predigte man vom Recht des Kindes, von seinem Jahrhundert und seiner Majestät. Heute ernten wir die Früchte dieser Saat. Das früher gehorsame Kind ist heute ein verlangendes Wesen geworden. Denken wir an all die Forderungen der Jugend in bezug auf Fußball, Hockey, Ski, Velo, Schlittschuhe und der dazugehörigen Ausrüstungen. Viele Eltern sind froh, ihre Kinder irgendwo zu wissen, wenn sie nur daheim nicht durch ihren Lärm aufregen. Horte, Pfadfinder, Wandergruppen, die vielen Klubs, die Naturfreunde u. andere Organisationen nehmen sie freudig auf. Man zahlt die „kleinen Beiträge“ gern, sind die Kinder doch am freien Mittwoch- und Samstagnachmittag und am Sonntag „unter guter Aufsicht“. Die treubesorgten, guten Mütter können dann doch über ihre Zeit frei verfügen, sie sind der lästigen Beaufsichtigung los und glauben zum Schluß erst noch, ihre Pflicht an den Kindern gut erfüllt zu haben. Dabei merken sie lange nicht, wie die Kinder sich ihnen langsam entfremden und wenn die Pubertätszeit kommt, wird die Loslösung völlig und gründlich durchgeführt. So vollzieht sich der innere Zerfall der Familie. Wenn die Kinder einmal ausnahmsweise daheim bleiben müssen, finden sie es bei Vater und Mutter langweilig, der sonntägliche Spaziergang paßt eigentlich keinem der beiden Teile, es sei denn, daß man zu einem richtigen Zabig ins Wirtshaus sitze. Wo die Autorität der Eltern fehlt, mangelt ein Grundpfeiler.

Und noch etwas. Heute liest schon das schul-

pflichtige Kind den „Sport“ und andere Zeitungen, betrachtet die „Illustrierte“ nach allen Seiten, liest auch die Romane mit ihren klingenden Titeln und dem neumodischen Inhalt, der psychologisch so oft unwahr ist. Alles wird verschlungen. Das Gespräch unserer Schulbuben dreht sich um die Länder- und Meisterschaftsspiele, alles wird kritisiert, oft genug in wegwerfendem Tone. Die Jugendlichen sprechen neben diesen Sportdingen nur zu oft von sexuellen Fragen — andere Probleme fehlen meist. Wir müssen Mittel und Wege suchen, das Interesse auch für andere Dinge zu wecken. Es ist unsere Pflicht, auch das religiöse Problem mit unsern Jungen zu besprechen. Wenn auch oft eine ablehnende Haltung getroffen wird, dürfen wir nicht müde werden, den Charakter zu stählen und die Seele lebendig zu erhalten. Wohl erfordern diese Dinge viel feines Verständnis und Taktgefühl. Unsere eigene Selbsterziehung darf nie ruhen, auch wenn die Haare weiß werden; denn nur der Selbsterzogene kann richtiger Erzieher sein!

Viele junge Leute sind heute trotz der vielen sportlichen und andern Vergnügungen unzufrieden. Woher kommt diese Unzufriedenheit? Meiner Ueberzeugung nach liegt sie in der Luft. Wir Schweizer sind dafür bekannt, kritisch veranlagt zu sein und darum an allem Kritik zu üben. Sicher hat Kayserling in seinem Buch „Das Spektrum Europas“ eine Wahrheit ausgesprochen, wenn er schreibt (pag. 249): „Auch der bedeutende Schweizer ist grundsätzlich ein rauher Mann, ein Bär, ein Produkt von Urgestein und zähem Bauerntum. Aber er ist zugleich auf seine besondere Weise vornehm. Er ist unabhängig, im wahren Sinn bescheiden, im echten Sinn schlicht.“

Der Schweizer politisiert gern; wir alle wissen, wie heute der Kommunismus gegen den Sozialismus, die Front gegen die Bürgerlichen ausgespielt wird. Der grausame Krieg in Spanien hat bei vielen so traurige Instinkte geweckt, daß sie ohne weiteres auch „einmal mitmachen möchten“. Faschismus und Demokratie; schon die Abschützen kennen diese Wörter.

Wer ältere Kinder zu betreuen hat, konnte zur Zeit der Wehranleihe-Zeichnung die widersprechendsten Urteile hören. Neben wenig Pazifisten finden sich solche, die fürs Militär schwärmen und erklären, im Fall eines Kriegsausbruchs sich sofort als Freiwillige zu melden. Wir erkennen aus dieser Tatsache die große Lust nach Sensation, viele unserer Jugendlichen möchten einmal etwas „Schauriges“ erleben. Dazu helfen die Karl May- und ähnliche Lieblingsbücher und Kinos mit. Alles drängt zum Rekord und damit zu einer gewissen Verflachung; die geistigen Interessen treten zurück, die materiellen in den Vordergrund. Die Arbeitslosigkeit, welche soviel Unzufriedenheit mit sich bringt, färbt ab. Bei vielen beobachten wir gegen das Ende der Lehrzeit einen gewissen Mißmut, verbunden mit innerer Unruhe. Sie erkennen plötzlich die Unmöglichkeit, im Beruf weiterzuschaffen, weil beim Meister keine Arbeit mehr vorhanden ist. Dann drängt sich die bittere Frage in den Vordergrund: „Wozu habe ich meine 3—4 Jahre fast umsonst

gearbeitet? Was nützt mir nun die ganze lange Lehre? Nun werde ich ja von der Arbeit ausgeschaltet und kann stempeln gehen. Was nützt all das Lernen, wenn man doch ohne Brot und von den andern so abhängig ist?“ Eine tiefe Verstimmung bemächtigt sich unserer Jungens; nicht selten stellen sich Depressionen ein, welche noch mehr niederdrücken und den Lebensmut lähmen.

Wie ganz anders nimmt sich da ein Bericht aus, den mir ein Freund aus Deutschland wörtlich mitteilt: „In unserer Heimat haben wir die Freude erlebt, daß die schlimme, jahrelang andauernde Arbeitslosigkeit fast ganz verschwunden ist, und daß jedenfall alle von uns erzogenen Waisen — Knaben und Mädchen — in lohnender Beschäftigung stehen. Und eine ganze Anzahl davon ist auf wirtschaftliche Höhen gekommen, und mancher ehemalige arme Waisenknabe, auch einige Mädchen, ist zur Christbescherung im Waisenhaus als freundlicher, ganz spontaner S p e n d e r aufgetreten, so daß unsern gegenwärtigen Insassen die Gabentische reich gedeckt werden konnten. Wie denn durch das einzigartige große Winterhilfswerk in Deutschland das frühere Winterelend ganz gebannt ist; Bettler im frühern Sinne gibt es gar nicht mehr; Elendwohnungen und Elendsviertel werden — besonders in Dresden — ganz persönlich vom Oberbürgermeister besichtigt und die Bewohner in bessere Quartiere versetzt. Und schnell geht das: Heute wurde der Mißstand aufgedeckt — und morgen wird den Leuten geholfen! Es braucht nicht erst einen Instanzenweg, nicht Ausschüsse und Kommissionen darüber zu beraten, sondern 2 bis 3 Fachleute gehen, schauen und — helfen sofort! Sieht und erlebt man das, so gibt man wirklich gern zum Sammel- und Winterhilfswerk.“

Soweit der deutsche Bericht, der uns zu denken gibt. Auch wir müssen unsern jungen Leute zu helfen suchen, wenn auch in anderer Art. Der Appell geht an Staat und Gemeinden, möglichst viel Arbeitsgelegenheiten zu schaffen, selbst wenn diese Millionen-Ausgaben verursachen. Unsere Jungens dürfen nicht in der Arbeitslosigkeit an Leib und Seele zugrunde gehen. Wieviele arbeitsfrohe, junge Menschen werden nach und nach arbeitsscheu und suchen ihr Glück im Herumschlendern und bei der Zigarette. Die braunen Fingerspitzen sind Beweise von traurigen, oft langweiligen Tagen, an denen nichts gearbeitet wird. Wie schmerzlich wirkt die furchtbare Erkenntnis vieler Jungens: „Ich bin überflüssig in unserer menschlichen Gesellschaft, niemand will meine Dienste, niemand meine Kraft, ich muß sie vergeuden!“

Welche Anklage richtet Erich Kästner an uns alle, wenn er die arbeitslosen, jungen Menschen sagen läßt:

„Wir leben wie im Krankenhaus
Und lassen uns von euch erhalten.
Wir werden von euch ausgehalten
Und halten das nicht länger aus!
Sind wir denn da, um nichts zu tun?“

Wir, die gebornen Arbeitslosen,
Verlangen Arbeit statt Almosen
Und fragen euch: Und was wird nun?
Vernehmt den Spruch des Weltgerichts:
Ihr gabt uns seinerzeit das Leben,
Jetzt sollt ihr ihm den Inhalt geben!
Daß ihr uns liebt, das nützt uns nichts —“

Aus der heutigen Situation erwächst unsern Anstalten eine neue, schwere Aufgabe. Wir müssen so viel als möglich, auch unter schwierigen Verhältnissen, arbeitslose Ehemalige aufnehmen, ihnen soweit wie irgend möglich Arbeit verschaffen und dadurch ihren Lebensmut erhalten. Keiner in unsern Reihen darf zaghaft zurücktreten, keiner sagen: Das geht mich nichts an, da sollen die Behörden sorgen! Ja, wir müssen unseres Bruders Hüter sein und nach allen möglichen Wegen Ausschau halten, um die heilige Pflicht als Hausväter und -Mütter auch an diesen Jugendlichen zu erfüllen, selbst dann, wenn die Kommissionen dafür kein Verständnis haben. Wohlan, dann kämpfen wir selber und opfern von unserm bescheidenen Einkommen — Kinder und Jugendliche sind höher zu werten als Geld und Krise. Die große Seelenkrise unserer Zeit müssen wir aufzuhalten suchen, auch wenn wir Gefahr laufen sollten, alles zu verlieren. Die Seelen unserer Jungmannschaft dürfen nicht verlorengehen, sie sollen unser tatkräftiges Verständnis erleben. Jetzt heißt es Tatchrist sein, die Worte müssen schweigen — die Taten müssen helfen. Wir appellieren darum auch an unsere Hausmütter. Helfen Sie Ihren Männern, wenn sie schwach und müde werden wollen. Die Frau zeigt ihre besondere Stärke in der Not, im Helfen und Sorgen für andere. Ihre Hilfe gelte in erster Linie Ihrem Gemahl, dem die große Verantwortung des Heims zufällt und der oft zweifelnd und kleinmütig in die Zukunft blickt. Sie Hausmütter müssen in dieser Zeit die Edelgarde werden. Wie die Spanierfrauen für ihr Vaterland in unerhörter Weise kämpfen, so müssen auch Sie den Kampf gegen das Elend der Jugend und Arbeitslosigkeit aufnehmen und alles tun, das Heim zu halten. Der Kampf ist groß und schwer, aber der Sieg ist größer — er wird sich auch an den eigenen Kindern zeigen! Ja, unsere eigenen Kinder leiden mit in der Gegenwart. Jedes Hauselternpaar macht sich hin und wieder Vorhalte, weil sie ihnen zu wenig Beachtung schenken. Wie gehen die Aufgaben des Heims den eigenen Kindern voraus, Vater und Mutter sorgen vielfach besser für die Pflinglinge. Das ist unrichtig, weil wir dadurch eine natürliche Pflicht versäumen. Auch für das eigene Blut sollen wir Zeit haben. Besonders heute müssen wir alles aufwenden, sie seelisch gut zu beeinflussen und sie dem Beruf zuführen, der ihren Neigungen und Fähigkeiten entspricht. Schenken Sie auch dem eigenen Kinde eine schöne Jugend! Es sollte nicht vorkommen, daß ein erwachsener Sohn zu seinem Vater sagen muß: „Weißt, Vater, für die andern hattest du immer Zeit, nur für mich nicht!“ Solche Hinweise geben zu denken und weisen darauf hin, die Aufgaben auch im Kreis

der Familie getreulich zu erfüllen, so getreu wie im großen Verband der Anstalt.

Wohl kommt auch das Umgekehrte vor, indem die eigenen den anvertrauten Kindern stark vorgezogen werden. Wir müssen die Mittellinie suchen, bemühen wir uns ehrlich darum! Es werden wenige unter uns sein, die das aus eigener Kraft vermögen. Wir müssen eine Hilfsquelle suchen, in der wir den Mut finden, gerecht zu sein und für jedes einzustehen, jene Liebe, die uns alle umschließt und allen etwas gibt. Ich meine das so: Wir sollen die Kraft haben, das Gute in möglichst vielen Beziehungen vorzuleben und auch dann nicht verzweifeln, wenn es große Hindernisse gibt, die aus dem Weg geräumt werden müssen. Eigene und fremde Menschen können uns Mühe machen, auch der Haus- und Landwirtschaftsbetrieb. Da gibt es nur einen Rat, der in dem großen Wort niedergelegt ist und heißt: „Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt! Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde geschaffen hat!“

Begleiten Sie mich nach diesen Worten noch zu den Berufsgenossen, die von uns Abschied genommen haben. Es sind dies:

1. Frau Katharine Hirt geb. Giger, 84 $\frac{1}{2}$ -jähr., alt Hausmutter, in Wiesen bei Herisau.
2. Frau Klara Gerber-Kiefer, Hausmutter der kantonalen Pestalozzistiftung in Olsberg, 42-jährig.
3. Frau Susette Brupbacher-Wagner, früher Waisenuutter, in Küsnacht, 51-jährig.
4. Herr alt Stadtmann H. Hässig, in Aarau, 77-jährig.
5. Herr Paul Stärkle, alt Vorsteher, in der Taubstummenanstalt Turbental, 67-jährig.

6. Herr Ferdinand Maurer, Vorsteher des Kinderheims Tabor, in Aeschi bei Spiez.
7. Frau Berta Wüest, alt Hausmutter, in der Erziehungsanstalt Oberuzwil, 75-jährig.
8. Herr Gottfried Bürgi, alt Vorsteher, in Rorbas-Freienstein, 67-jährig.
9. Herr Gobat, a. Waisenvater, in Courtlary.
10. Frl. Wyß, a. Vorsteherin, Morija, Wabern.

Wir treten nochmals an die stillen Gräber auf dem Gottesacker, wo die dunkle Cypresse Wache hält. „Leise läutet die Glocke wie zum Abschied: Ego vox clamantis. (Ich bin die Stimme des Rufenden.) Ihre Stimme erhebt sich über die Vergänglichkeit des Irdischen und ruft mit silberbeschwingtem Ton das Ewige auf die Erde herab. Gelöst von der Schwere des Alltags und den Sorgen des Lebens, beides ist überwunden — das kündet ihr Ton. Ein freundlich tröstendes Memento redet mächtig zu den Lauschenden, vom Geheimnis und der Harmonie des Göttlichen, das Welt, Mensch und Natur immer noch verbindet, redet schvesterlich liebevoll und vertraut, strebt zur himmlischen Höhe, sanft mahnend zur Eintracht und verhält in der Abendweite des schlummerbereiten Landes.“ So grüßen wir die lieben verstorbenen Freunde durch Erheben von unsern Sitzen. — Ich danke.

Sehr verehrte Versammlung!

Mit einem herzlichen Dank an die Behörden für ihre finanzielle und moralische Unterstützung und Ueberlassung dieses schönen Saales; an die Kollegen für die große organisatorische Arbeit, sowie an die beiden Referenten, Herrn Waisenvater Landolf in Wädenswil und Herrn Dir. Grob in Zürich, erkläre ich die heutige 93. Tagung des SVERHA für eröffnet.

Richtlinien für die Projektierung von modernen Röntgenanlagen

Von E. Zimmermann, Adjunkt der Geschäftsleitung der Metalix AG., Zürich

In unserer langjährigen Praxis im Bau von Röntgeneinrichtungen ist es uns immer und immer wieder vorgekommen, daß der Röntgenfachmann erst zur Offertstellung resp. Beratung der Röntgenanlage herangezogen wurde, wenn der Bau bereits fertig stand und er so vor das „Fait accompli“ gestellt war, seine Apparate bestmöglichst unterzubringen. Der Architekt hatte sich vorgängig in den meisten Fällen in der Planung der für die Röntgeneinrichtung bestimmten Räume an bestehende Grundsätze gehalten, oder noch schlimmer, irgendeinen Raum für diesen Zweck reserviert. Es entstehen dadurch unzweckmäßige Lokalitäten, die entweder mit großen Kosten umgebaut, oder in welche Röntgenapparate „tant bien que mal“ hineingepaßt werden müssen. Wäre vom ersten Moment an der Fachmann herbeigezogen worden, so hätte z. B. der Architekt bestimmt nicht den Röntgenraum im Sous-Sol vorgesehen, noch hätte er denselben in die Zimmerflucht der Hauptfassade eingereiht, wo mit Rücksicht auf die Linienführung eine Unzahl riesiger Fenster vorhanden sind, die nachträglich mit großen Kosten verdunkelt werden müssen.

Er hätte weder für einen kleinen Spitalbetrieb einen speziellen, überdimensionierten Maschinenraum zur Aufstellung der Hochspannungs-Generatoren vorgesehen, noch die Zufahrtstüre so angeordnet, daß das Hineinfahren der Betten unmöglich ist. Es ist auch unlogisch, die Dunkelkammer meilenweit vom Untersuchungszimmer aufzustellen oder den Boden nur mit Stein zu belegen. —

Wir möchten im nachfolgenden einige kurzgefaßte Richtlinien festhalten, die natürlich keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit machen.

Um einen Plan für eine Röntgenabteilung zu machen, ist in erster Linie nötig, zu wissen, wie groß der zu erwartende Betrieb sein wird, welche Röntgenarbeit verrichtet und welche besondern Forderungen gestellt werden.

Zwecks Projektierung von Warteräumen ist notwendig, zu wissen, ob voraussichtlich viele bettlägerige Patienten in Frage kommen, ferner ob es sich um ambulante Patienten handelt. — Bezüglich Strahlenschutz benachbarter Räume herrschen viel unklare Begriffe. Wir möchten gleich vorwegnehmen, daß Bleieinlagen heute in erster